

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 155.

Donnerstag, 6. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(Nachdruck verboten.)

(17. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

Gewaltfam ihre Tränen niederkämpfend, hatte Thea der Schwester versprochen, alles zu tun, was in ihren Kräften stand. Sie hätte der Kranken jetzt Gott weis was alles zuliebe getan. Früher hatte es häufig Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen gegeben — nun war das wie ausgelöscht. Frau Hannchen war durch ihre Krankheit auch vollkommen verändert: alles Kleinliche war aus ihrem Wesen ausgemerzt.

Dr. Gaendler hatte auf vier Wochen Urlaub genommen. Tante Nete hatte das Ehepaar nach Davos begleitet, um weiterhin bei der Kranken zu bleiben. „Natürlich komme ich mit, mein armes Herzchen“, hatte sie sofort eingewilligt, als die Kranke sie darum gebeten hatte, „damit du jemand hast, mit dem du von zu Hause reden kannst.“

Sie schloß ihre Wohnung ab und ging mit einigem innerlichen Bangen auf die weite Reise, denn bisher war sie nicht weiter als bis in den Harz und bis Zimmowitz und Heringsdorf in der Welt herumgekommen.

Heino Gelters hatte seit dem Frühjahr ein Engagement an einem Wandertheater. Wie seine Karten und Briefe Tante Nete und gelegentlich auch Thea meldeten, ging es ihm gut, und er hatte glänzende Aussichten für die Zukunft.

Daß ihm die Trennung von Thea schwer fiel, hatte er beim Abschied von ihr nicht verraten. Sie hatte ihn gebeten: „Heino, wenn Sie etwas von Henrika hören, dann lassen Sie es mich wissen — im geheimen. Mama ist über Henrikas Untand und Flucht bitter gekränkt, so daß man in ihrer Gegenwart nicht von der ehemaligen Braut des armen Hans' reden darf. Sie regt sich dann jedesmal unnützlich auf. Ich aber besitze Verständnis für Henrika. Kein Mensch kann in vielen Dingen gegen sich selber an. Sie kam sich hier bei uns immer wie eine Gefangene vor. Sie war in jeder Hinsicht für uns eine „aus einer anderen Welt“. Deshalb ging sie. Vielleicht hätte ich an ihrer Statt ebenso gehandelt.“

Von Theas Theaterlaufbahn war überhaupt wie auf stillschweigende Verabredung hin niemals mehr die Rede.

Einmal hatte die Böhning-Geldhausen in der Meißstraße vorgespochen, zu recht ungelegener Zeit, denn die Packer waren gerade an der Arbeit gewesen.

„Liebchen, man hört ja nichts von Ihnen“, hatte sie gesagt und Thea auf beide Wangen geküßt. „Wollen Sie denn im Ernst unserer göttlichen Kunst untreu werden, Kleine? Es wäre doch zu schade um Ihr hübsches Talent.“

„Ich habe Pflichten gegen meine kranke Mutter und gegen die Kinder meiner kranken Schwester, ich darf und will an nichts anderes denken“, hatte Thea einfach erwidert.

Boller Bedauern war die Böhning-Geldhausen gegangen.

Thea aber machte bei dem Gedanken, daß sie ihrer Künstlerkarriere entzagt hatte, innerlich nichts mehr durch. „Es ist nichts weiter als eine Episode in meinem

Leben gewesen“ — dachte sie ohne Trauer, nicht einmal mit Wehmut, „ebenso wie das mit Fred Delarue. Das ganze Menschenleben besteht ja doch, im Grunde genommen, aus lauter Episoden“, fügte sie grübelnd hinzu, „die einen vergißt man leicht, die anderen haften dauernd in der Seele.“

Noch war Freds Bild nicht in Theas Erinnerung verblasst, aber es war doch schon ein großer Schritt zur Wiedererlangung ihrer Herzensruhe, daß sie ihre Begegnungen mit ihm zu den „Episoden“ in ihrem jungen Leben zählte.

Auf ihrer Lebensbühne würde es noch so manchen Akt geben. Sie war froh, daß ihr Dasein gegenwärtig einen erusten, all ihre Kräfte anspannenden Inhalt erhalten hatte. Das alles, dem sie sich jetzt widmete, war besser als Komödie spielen und vom Publikum bejubelt zu werden, sagte sie sich, besonders, wenn man deutlich fühlt, daß „ein hübsches Talent“ nicht dazu ausreicht, unverwecklichen Ruhmeslorbeer zu ernten.

Harald Strodtmann hatte sein Einjährigfreiwilligenjahr abgedient. Der lebenswürdige Junker Leichtsin hatte es bei seiner Mutter durchzusetzen gewußt, daß er, bevor er — wie er sich auszudrücken liebte — „zu Konful Wöhrstadt nach Lübeck an die Kette kam“, noch ein Jahr hindurch sich England und Frankreich ansehen durfte.

Er sollte den geschäftlichen Betrieb auf dem Eisenmarkt dort kennen lernen. Doch sowohl Fred als auch die Baronin gaben sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hin — sie kannten das Lebenskünstlertum des Sohnes und Bruders zu genau, um nicht zu wissen, daß Harald alles andere, nur nicht allzuviel das, was in das Kaufmännische schlug, in Paris und London studieren würde.

Doch Fred sagte sich: „Mag er sich denn austoben, besser jetzt jetzt als später“, und die Baronin leuchtete im stillen: „Am besten wäre es für Harald, wenn er früh heiratete.“ Eine gute und verständige Frau würde ihn schon in mancher Hinsicht zur Vernunft bringen.“

Fred machte leider noch immer keine Anstalten dazu, eine Frau heimzuführen, die Baronin dachte in letzter Zeit wiederholt mit Unruhe daran, daß ihr Eingreifen damals in seine Herzensangelegenheiten vielleicht doch nicht das Rechte gewesen war. Sie hatte sich auf allerhand Umwegen nach Thea Gröning erkundigen lassen — und erfahren, daß das junge Mädchen mit seiner Mutter im Hause des Schwagers, dessen Frau noch immer krank in Davos weilte, lebte.

Vielleicht — wenn Fred jetzt zu ihr, seiner Mutter gekommen wäre mit der Bitte: „Gib mir zu einem Bunde mit Thea Gröning deinen Segen“, vielleicht hätte sie, wenn auch nicht freudigen Herzens, aber doch ohne jeglichen Vorbehalt Thea als Schwiegertochter begrüßt.

Irngard Wöhrstadt, obwohl einzige Tochter und dereinstige Erbin eines großen Vermögens, war noch immer unvermählt, nicht einmal verlobt.

Wartete sie darauf, daß Fred endlich das entscheidende Wort sprechen würde? Oder wollte sie überhaupt noch nicht heiraten? Das waren Fragen, mit denen sich die Baronin Strodtmann oftmals sinnend beschäftigte. Es war gut, daß Harald nach Lübeck kam, so wurden die Beziehungen zu Löhnstädt, die sich im Laufe des letzten Jahres ein wenig gelockert hatten, wiederum aufs neue befestigt.

Mit einem Apparat, wie ihn sich wohl nur die wenigsten Volontäre gestatten können, siedelte Harald endlich, nachdem er die Sommermonate hindurch mit seiner Mutter in verschiedenen Weltbädern verbracht hatte, zu seiner Erholung, wie er immer betont hatte, was seinem Bruder ein sarkastisches Lächeln entlockte, nach Lübeck über. Ein wohlgeschulter Diener, ein Reitpferd, eine kleine, aber mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtete Wohnung, — alles war für den jungen Baron Strodtmann da — auch die Segeljacht schwebte bereits am Horizont in Gestalt eines Weihnachtsangebendes der Mama.

Harald von Strodtmann, dieser jugendliche Lebenskünstler, hatte bisher fast immer alles, was ihm an Tannen, Büschen und Einfällen gekommen war, durchzusehen verstanden. Man konnte ihm ja niemals lange gram sein. Er hatte etwas in seinem Wesen, das die Leute zu ihm hinzog, was ihm die Herzen und Sympathien seiner Umgebung mühelos gewann. Seiner verschiedentlich tollen, wenn auch an sich immer harmlosen Streiche wegen hätte er das Gymnasium schon längst vor Erlangung der Einjährigenreise verlassen müssen, wenn man nicht immer und immer wieder Nachsicht mit ihm geliebt hätte. Er konnte sein Unrecht so treuherzig eingestehen und mit den guten Vorsätzen, sich zu bessern, war es ihm auch jedesmal Ernst gewesen.

Doch hatte er diese guten Vorsätze nachher immer in den Wind geschlagen.

Von den Ermahnungen seines Bruders und den liebevollen Besorgnissen seiner Mutter begleitet, reiste Harald an einem sonnigen Frühherbsttag nach Lübeck ab, entschlossen, aus der Not eine Tugend zu machen und sich jedenfalls für die nicht zu umgehenden öden Kontorstunden anderwärts schadlos zu halten.

Das Leben war doch so kurz — man mußte es auskosten. Harald sah nicht ein, warum er bei seinem großen Vermögen, das sich dereinst nach dem Tode seiner Mutter noch verdoppeln würde, arbeiten mußte wie zum Beispiel irgendein Angestellter in dem riesigen Desarußschen Geschäft, dessen unzählige Täden sein Bruder mit einer erstaunlichen Sicherheit in Händen hielt.

Er gönnte diese Meinherrschaft Fred von ganzer Seele. Ihm wäre nichts willkommener gewesen, als wenn man ihn in allen Dingen, die das Geschäft betrafen, ganz aus dem Spiel lassen wollte.

Seine noblen Passionen: der Segel- und Ruder-, Tennis- und Reitsport, nahmen seine Zeit doch vollauf in Anspruch. In England hatte er sich so wundervoll trainiert. Nur zu gern wäre er länger dort geblieben. Doch er mußte nun in die alte Hansestadt, in der, wie er fürchtete, gewiß noch mancher alte Kopf herrschte, der sich mit seinen eigenen modernen Anschauungen nicht vertrug.

* * *

Das kleine Motorboot, das zwischen Lübeck und dem reizvollen, inmitten herrlicher Buchenwälder gebetteten Bade- und Lustkurort Schwartau hin- und herfuhr, glitt flussaufwärts, umkreiste die Schwartau vorgelagerte Insel und gewann schnell den breiteren Stromlauf, auf dem ein großer, schwerer Dampfer unter schwedischer Flagge scheinbar langsam, aber doch mit dem eisigen und wichtig dahinrauschenden kleinen Boot gleiche Distanz haltend seinen Kurs auf Lübeck hielt.

Auf dem Deck des Motorbootes befanden sich nur drei Fahrgäste.

Die Badefaison in Schwartau war bereits zu Ende. Die vielen mit rot- und weißgewürfeltem Kaffeetischen behangenen Tische im schönen Park der Waldhalle

zu Schwartau, in nächster Nähe des Halteplatzes der Motorboote auf der Trave waren fortgeräumt worden.

Auf der Veranda des Gartenlokales saß es sich jedoch auch jetzt im September hübsch. Man genoß den weiten Ausblick auf das Travetal, wo jenseits des Flußarmes auf der Inselwiese eine Gruppe holsteinischer Kühe friedlich weidete, und der Schwartauer Kaffee besaß, wie es hieß, unter den Besuchern des lieblichen Städtchens, in dessen Nähe sich vor Jahrhunderten das alte wendische Lübeck erhoben hatte, eine wohlberechtigte Verühmtheit.

Die schlanke, junge Dame in graublauem Kleid und weißer Golfjacke und ihre ältliche Begleiterin, eine auffallende Erscheinung, genossen sichtlich den Zauber der abendlichen Stromfahrt. Sie hatten einen großen, weißen Pudel bei sich, der sich gesittet unter die Schiffsbank hingestreckt hatte.

Die Sonne war im Sinken. Ein rötlicher Strahlenglanz vergoldete die ehrwürdigen Kirchtürme Lübecks, die immer näher rückten, bis nach und nach das ganze impotante Stadtbild im hellen Licht des frühen Herbstabends sich entschleierte, um bald darauf von der dunklen Nacht still umhüllt zu werden. (Fortsetzung folgt.)



Keiner läßt sich lieber tabeln, als wer am meisten Lob verdient.
Plinius.

In der Kriegsgarküche.

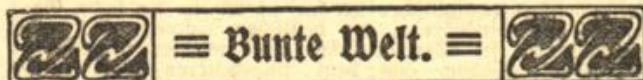
Auch ein Berliner Stimmungsbild.

Dieser Tage führte mich der Zufall in eine der sogenannten Notstandsküchen. In der Nähe des Friedrichstraßenbahnbofs war's, im alten Beit von Staffelsein, dort wo vor dem Kriege morgens wie abends eine feuchtfröhliche Gesellschaft mit verwegen sitzenden bunten Mützen um runde Tische zusammensaß und ein Schoppen nach dem andern die ewig durstigen Kehlen hinabglitt. Verklingen sind die lustigen Studentenlieder. Die sie hier sangen, singen jetzt wohl mit Donnerhall die Wacht am Rhein, wenn es mit aufgepflanztem Bajonett zu einer Menjur geht, von der mancher mehr als einen harmlosen Schmiß davonträgt und mancher nie mehr wieder kommt. Nun hat auch der Beit von Staffelsein, dessen bloßer Name schon Studentenromantik atmet, sich den veränderten Zeiten anpassen müssen. Für ein kleines gibt es dort jetzt drei Gänge zum Sattessen, und die nun an den Tischen sitzen, das ist eine buntzusammengewürfelte Gesellschaft, in der die verschiedensten Stände und Berufe vertreten sind. Armselige, verhärmte Gestalten, die sich einmal etwas Gutes antun wollen und ihre Schüsseln mit Bedacht auskraben, gutgekleidete Junggesellen, denen die Zimmerwirtin in Kriegszeiten nichts Rechtes mehr vorsetzt, Arbeiter und kleine Beamte, deren Frauen jetzt selbst auf den Gelderwerb ausgehen und nicht mehr alle Tage beim Kochtopf stehen können, Studentinnen, Geschäftspersonal und Bureaudamen, denen der Weg nach Hause zu weit ist, ganze Familien, die auf diese Weise billiger fortzukommen glauben, und Feldgrauen, viel Feldgrauen, bei denen der schmale Geldbeutel nicht für eins der Gasthäuser reicht, deren Wirte verdienen wollen. Dazwischen sieht man auch manche vornehm wirkende Gestalt von nun schon etwas verblichener Eleganz, denn die Zeiten änderten sich und die Vermögensverhältnisse mit ihnen. Sie fühlen sich nicht einmal bedrückt hier, denn die Räume sind weit, die Tische weißgedeckt und alles atmet eine gewisse Behaglichkeit. Nicht zum mindesten trägt dazu bei, daß Damen der Gesellschaft das Essen auftragen. Es ist prachtvoll zu beobachten, wie sich die sonst so behäbige Frau Geheimrat, ein hochbepacktes Tablett vor sich, durch die Menge windet und die Frau Justizrat drei Suppenteller mit einer Grazie balanciert, die einer gelernten Kellnerin alle Ehre machen würde. Eine ganze Anzahl weißgekleideter Heben walten ihres Amtes am Büfett, eifrig damit beschäftigt, eine Portion nach der andern aufzutun. „Mir schöpfen Sie mal noch was nach“, bittet eine der liebenswürdigen Schenkamams aus bester Familie, „das ist für einen Soldatenmagen berechnet.“ Und bereitwillig wird der Aufforderung Folge geleistet. Ein Betrieb herrscht wie in den großen Münchener Bräus, nur daß hier

nicht die Gumpen sondern die Keller die Hauptrolle spielen. Dabei ist es, wie mich der Speisezettel belehrt, gerade fleischer Tag, der für Leute, die gewohnt sind, fünfzig Pfennig dreimal umzudrehen, ehe sie sie ausgeben, bei weitem nicht die Anziehungskraft besitzen soll wie ein Tag mit Fleischloft. Es gibt eine kräftige Gemüsesuppe, Graupen mit deutscher Lunte und Apfelmus mit Kartoffeln. Besonders verwöhnte Gaumen leisten sich auch wohl noch eine süße Nachspeise für zehn Pfennig. In den seligen Zeiten, da noch nichts von einer Lebensmittelteuerung zu lesen stand, kam solch ein Mittagessen von drei Gängen nur auf zwanzig und dreißig Pfennig. Jetzt merkt der arme Mann selbst an diesen Stätten, daß der Lebensunterhalt doppelt so teuer geworden ist. Die Speisung dieser Zehntausende — in den 24 Berliner Notstandsflächen werden durchschnittlich etwa fünfundzwanzigtausend Portionen täglich verabfolgt — ist jedenfalls bei der Knappheit gewisser Nahrungsmittel kein ganz leichtes Problem, um so weniger leicht, als durch rechtzeitigen Einkauf die Fortdauer des Unternehmens für die mutmaßliche Dauer des Krieges sichergestellt werden muß. Mit Einschluß der 47 Berliner Kinderwvksflächen, in denen eine Mahlzeit für 25 Pf., zum größten Teil aber unentgeltlich verabfolgt wird, wurden seit Kriegsbeginn bereits weit über 16 Millionen Portionen verabfolgt. Bei einem solchen Umfang eines Wohlfahrtswerkes will mit genauester Berechnung gewirtschaftet werden. Es ist selbstverständlich, daß in diesen teuren Zeiten nichts verderben darf. Was übrig bleibt, holen sich bedürftige Personen ab, und der Rest wird zur Viehfütterung verkauft. Das Erstreuliche für mich aber war jedenfalls, die peinlichste Sauberkeit in den Küchen zu beobachten, wo weißbeschrühtes Küchenpersonal mit riesigen Schöpfkellen hantierte und es in vier großmächtigen Kesseln appetitregend brodelte und zischte. Nicht umsonst rühmt sich der Verein für Mittelstands- und Kinderwvksflächen der stattlichen Zahl von mehr als 1700 im Ehrendienst tätigen Helferinnen. Die halten auf Ordnung.

Im Hinausgehen sah ich ein Auto vorfahren. Der Vorstand, darunter Herr Abraham, der das großzügige Werk in die Wege leitete, inspizierte. Alles wurde durchgesehen, ein Rundgang durch Küche, Kammer und Keller angetreten und schon ging die Fahrt weiter, einer andern der 71 Küchen zu, die mit der stolzen Aufgabe arbeiten, den Hunger aus Deutschland zu bannen.

Erika Vorbusch.



Aus der Kriegszeit.

Das Zeitungswesen im französischen Schützengraben. Die Zahl der Schützengrabenzeitungen, die sich in Frankreich ganz besonderer Beliebtheit erfreuen, ist, wie eine Pariser Schilderung der „Times“ aus London berichtet, an der französischen Front und im Stappengebiet bereits zu solcher Höhe angewachsen, daß diese Schützengrabenblätter in der Nationalbibliothek in Paris bereits eine eigene, ziemlich ansehnliche Abteilung zu füllen vermögen. Die größte und bekannteste dieser Veröffentlichungen ist der „Rigolboche“ (in wörtlicher Übersetzung „Deutschenslacher“), der sich auch am meisten durch Soldatenhumor auszeichnet. Es gibt einen „Poilus“ in der Champagne und einen in der Gegend von Verdun. Ein illustriertes Blatt von der Front führt den Titel „Der fidele Pape“, ein anderes heißt „Der indiscrete Soldat“. Zur übrigen werden noch die Blätter „Kameradschaftlicher Krieg“, „Bum volas“, „Bellica“, „Die Argonauten“, „Granatenacho“, „Erste Linie“ und „Behaarte Ratte“ als die bekanntesten Schützengrabenzeitungen genannt. Allerdings ist zu bemerken, daß der Humor dieser Blätter sich häufig genug Hohn auf den Titel beschränkt, da inhaltlich alle möglichen chauvinistischen Hezartikel überwiegen, die beweisen, daß die französischen Soldaten den Pariser Presseleuten in dieser Beziehung nicht nachstehen wollen. Außerlich sind die französischen Schützengrabenblätter denkbar einfach, worin sie sich von der englischen Konkurrenz in auffällender Weise unterscheiden. Der Text ist meist mit der Hand geschrieben und in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Exemplaren auf die billigste Weise vervielfältigt. Als charakteristisches Merkmal ist zu bemerken, daß der Spott im redaktionellen Teil sich sehr oft gegen die eigenen Landsleute richtet, so daß

das Bestehen einer ziemlich tiefen Kluft zwischen Soldaten und Zivilisten enthüllt wird. Besonders scharf werden die französischen Drückeberger angegriffen, deren es anscheinend noch immer eine große Menge gibt. Auch werden die Zivilisten besonders darum gelacht, weil sie allzuviel von sich hören lassen, mehr sprechen und schreiben als nötig ist und auf ihren überlieferten, durch die Kriegsgesetze eingeschränkten Rechten und Gewohnheiten bestehen.

Bei den englischen Truppen in Saloniki. Da in England immer häufiger die Befürchtung ausgesprochen wird, daß die Truppen der Alliierten in Saloniki nutzlos zurückgehalten würden und am Ende ein noch schlimmeres Schicksal erleiden könnten als seinerzeit das englische Heer auf Gallipoli, suchen die Londoner Blätter möglichst paradiesische Bilder von dem Leben und Treiben der Tommies in Griechenland zu entwerfen, wobei es allerdings auch ihnen nicht gelingt, den Zweck der ganzen Unternehmungen irgendwie aufzuklären. Nach einer Schilderung des „Daily Mail“-Berichterstatters, Ward Price, könne man Saloniki gegenwärtig als eine Art Kurort für die englischen Soldaten betrachten, da das Leben dort ebenso praktisch wie beförmlich sei. „Seit vielen Monaten lagern unsere Soldaten in und um Saloniki, sie verbringen die Zeit mit Übungen, Straßenbau und Sport. Seit einigen Wochen aber ist man infolge der bulgarischen Unternehmungen etwas aufmerksam geworden und wendet nicht mehr bloß den Gramophon und dem Fußballspiel das Interesse zu. Neue Gräben werden ausgebaut, wobei die gegenwärtig starke Hitze zu spüren ist. Die Straßen sind mit Materialkarawanen besetzt, neben den üblichen Motorbelastungen sieht man vielfach die kleinen griechischen Maultiere, die Werkzeuge und Proviant befördern. Im übrigen möge man mit Befriedigung erfahren, daß das Leben in den wohlgeordneten und farbig aussehenden Zeitstädten für unsere Soldaten sehr wohlthuend ist. Bei dem Wechsel von Arbeit und Muße im Freien, in dem zwar warmen aber gesunden Klima, haben sie Zeit und Gelegenheit, ihre Muskeln zu stärken und ihre Gesundheit zu fördern. Ich glaube kaum, daß es irgendwo in der englischen Armee so kräftige und gesunde Soldaten gibt wie in Saloniki.“ Doch der Aufenthalt in Griechenland den englischen Tommies gut bekommt, — was man von der armen bedrückten Bevölkerung wohl kaum sagen könnte — mag der Wahrheit entsprechen. Ebenso wahr aber ist es, daß die Alliierten anderwärts fortwährend dringender Verstärkungen bedürftig sind und daher von den so prächtig geschilderten Muskelmännern, die Griechenland als ein kostenfreies Sanatorium zu betrocknen scheinen, keinerlei Vorteil haben.

Eine „Wünschelrute“ zur Auffindung von Blindgängern. Bekanntlich sind in diesem Kriege bei dem Massenverbrauch von Artilleriegeschossen und der oft ununterbrochenen Kanonade die Fälle häufig, in denen eine Granate nicht explodiert, z. B. wenn sie in aufgeweichten und keinen genügenden Widerstand leistenden Boden fällt oder wenn der Aufschlag nicht in der zur Zündung erforderlichen Zeit stattfindet. Diese als Blindgänger bekannten Geschosse bohren sich tief in das Erdreich ein und bilden eine dauernde Gefahr, da sie oft unsichtbar im Boden lauern. Hierdurch haben die französischen Pauer, die ihren Arbeiten auf dem Felde in den früher bombardierten Gegenden knapp hinter der Front nachgehen, empfindlich zu leiden, da sie stets darauf gefaßt sein müssen, mit ihrer Pflugschar auf einen solchen unter den Ackerfurchen verborgenen Blindgänger zu stoßen und ihn zur Entladung zu bringen. Die mehrfach zur Abwendung dieser Gefahr unternommenen Versuche führten nunmehr, wie Pariser Blätter berichten, unter der Leitung des Professors der Physik an der Universität von Nancy, Guthon, zur Konstruktion eines besonderen Apparates, den man als eine „Wünschelrute“ zur Auffindung von Blindgängern bezeichnen könnte. Der Apparat besteht in der Hauptsache aus zwei Metallspulen, die an den beiden Enden eines Bambusstabes aufgehängt sind und in denen wechselseitiger elektrischer Strom kreist. Die Suche nach den Blindgängern erfolgt, indem ein Mann über das Feld streicht und den Bambusstab so hält, daß die beiden Spulen knapp über dem Erdreich schweben. Ein zweiter Mann schreitet hinterdrein mit einem an die Ohren geschalteten Mikrophon, das in der Art eines Telefons mit den Spulen verbunden ist. Sowie nun eine der Spulen über einem in der Erde verborgenen Geschos schwebt, geben die elektromotorischen Kräfte einen Ausschlag, der sich durch ein Geräusch in den Hörmuskeln des Mikrophons erkennbar macht.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Ein Kriegsurlaub.“ Roman von Wilhelm Dostören. (Allstein-Verlag, Berlin.) Unter den vielen wertlosen Kriegsromanen, die seit Beginn des Krieges entstanden sind, ragt die Arbeit Dostörens wohlthuend hervor. Mit großem Geschick beschwört er einen Konflikt hervor zwischen einem jungen Paar, einem österreichischen Offizier und dessen Gattin, einer Italienerin, die, kaum getraut, vom Krieg auseinandergerissen werden. Der ganze Roman spielt sich in drei Tagen ab. In den drei ersten Tagen des Kriegsurlaubts, der den Gatten endlich wieder an die Seite seiner heißgeliebten Frau führt, nach zehnmonatiger Trennung. Aber während draußen im dichtesten Regnetagen, zwischen Tod und Grauen die Kerben des Offiziers standhalten, drohen sie hier zu versagen, angesichts dieser Frau, die er liebt und dann hassen lernt, durch ihr leidenschaftliches, unbefehrtes Benehmen. Sie möchte ihn zwingen bei ihr zu bleiben, nicht wieder in den Krieg zu ziehen, der ihn diesmal gegen Italien führt. Da sie merkt, daß seine Liebe zum Vaterland stärker ist als die Liebe zu ihr, greift sie zu einem verzweifelten Mittel, das sie von Gott in heiligem Gebet empfangen zu haben glaubt. Sie bringt ihrem Gatten eine Verwundung bei, während er schläft, um ihn noch Wochen und Monate zu behalten. Als sie das Blut sieht, das aus der Wunde fließt, als sie die Worte des Hasses hört, die er ihr mit letzter Kraft entgegenschleudert, erschleicht sie sich, während der Gatte der Genesung entgegengeht. Die Charaktere sind gut gezeichnet, der Stil ist flüssig, die Handlung spannend und bei aller Dramatik weder gewaltsam noch unnatürlich. B. v. N.

* „Das Kriegstagebuch des Johannes Krafft.“ (Minden u. Leipzig, W. Köhler, Vaterländische Verlagsanstalt.) Die gut-vollständig geschriebenen Aufzeichnungen eines tapferen Landwehmannes, der nach zweifacher schwerer Verwundung sein Leben im heiligen Kampfe lassen mußte, werden in literarisch anspruchsloseren Kreisen viel Anerkennung finden. Auch dem Lesegebildeten wird der Text manches zu sagen haben; für die wenig geschmackvolle Ausstattung, besonders für die beigegebenen, kitschigen Bilder aber, wird er sich, auch im Hinblick auf die Volksbildung, wenig erwärmen können. H. G.

* „Mit der Division „Graf Bredow“ unter Sindenburg.“ Erinnerungen eines Landwehr-Kavallerie-Offiziers von Friedrich Franz von Couring. (Berlin, „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.) In fesselnder Weise gibt der Verfasser in 20 zusammenhängenden Kapiteln Ausschnitte aus dem Feldzug gegen Rußland. Die Sprache Courings ist bilderreich, das Erzählte interessant; ein schlichtes, lehrwertes Bändchen. H. G.

Reisehandbücher.

* Wilhelm von Scholz: „Reise und Einkehr.“ Mit acht Bildern. (Friedrich Andreas Bertels, A.-G., Gotha.) Wie ein rechter Dichtersmann sich auf die Kunst des Schauens versteht, zeigt dies schöne Büchlein. Alles, was er auf seinem Wandern erblickt, wird ihm zum innerlichen Erleben, zur seelischen Bereicherung, und so drängt es ihn, auch andere dieser schönen Kunst teilhaftig zu machen, daß sie gleich ihm mit offenen Herzen und Sinnen, so wie einst Goethe es im höchsten und edelsten Sinne verstand, im Schauen von Natur und Menschentum selbst wieder der Harmonie der eigenen Persönlichkeit sich bemußt werden. Von dem Wesen dieser Wanderluste — auch unser W. S. Niehl hat sie ja einst so unvergleichlich ausgeübt — kündet der einleitende Aufsatz, Stimmungsbilder aus deutschen Gauen folgen, jedes einzelne ein kleines Kunstwerk von reicher, zur Einheit zusammengefaßter Mannigfaltigkeit, zum Schluß noch eine Schilderung der bewundernswürdigen Mobilmachungstage. Alles wird dem Leser zum reinsten Genuß. Man sollte einige dieser auch stilistisch so wohlgeformten Aufsätze auch in die Reisebücher für die reisereifere Jugend aufnehmen.

* Von „Koenigs Kursbuch“ ist soeben die Waijuni-Ausgabe mit den Sommer-Fahrplänen im Verlag von Albert Koenig, Guben, erschienen. Kein anderes deutsches Kursbuch dürfte, auch während des Krieges, so oft in stets veränderten Auflagen bzw. Ausgaben erschienen sein, wie Koenigs Kursbuch, denn nicht nur in den bisher herausgegebenen offiziellen 9 Kriegsausgaben sind stets alle Fahrplan-Änderungen berücksichtigt worden, sondern auch in den einzelnen Auflagen, die bei der äußerst regen Nachfrage von diesen Ausgaben gedruckt werden mußten. Im übrigen kennt jeder Reisende Koenigs Kursbuch; seine Zuverlässigkeit, Übersichtlichkeit und sein sauberer Druck werden allgemein anerkannt, so daß es sich erübrigt, dies noch besonders hervorzuheben.

Lehrbücher.

* „Hundert Briefe für Frauen und Mädchen des deutschen Mittelstandes.“ Von Käthe Schreh. (Verlag Otto Deber, Leipzig.) Es war eine dankenswerte Leistung, der sich die Verfasserin mit Herausgabe dieses Buches unterzog. Auch der Zeitpunkt dazu ist der denkbar günstigste, denn wenn unsere Zeit schon viel von der Berufsfrage verlangt, so wird auch die künftige Friedenszeit nicht weniger zu fordern wissen. Es gilt fehlende Männerkräfte zu ersetzen. Mangel hierzu wird vorerst keiner sein, da eine noch weit größere Anzahl Frauen und Mädchen als bisher einen Beruf ergreifen werden, sei es, daß wirtschaftliche Umstände sie dazu zwingen, sei es, daß sie im Beruf einen Lebensinhalt suchen. Hier will das vorliegende Buch ein Helfer sein. Jeder der 100 Aufsätze gibt in kurzen Umrissen das genaue Bild eines Berufszweiges, bespricht seine Anforderungen an Körper und Geist, an Vor- und Ausbildung, seine Vorzüge und Nachteile, gibt Auskunft über Dauer und Kosten der nötigen Ausbildung, über Gehälter und Aussichten. Die Verfasserin hat bei ihren Angaben die Ergebnisse der Frauenarbeit geprüft und gewissenhaft die Erfahrungen des praktischen Lebens mitgeteilt. Auf eine wesentliche Einrichtung in der Krankenpflege, die der Verfasserin offenbar nicht bekannt ist, möchte ich aufmerksam machen: es ist die Ausbildung der „Pensionärin“ in den Roten-Kreuz-Mutterhäusern. Diese Einrichtung scheint mir, gerade für junge Damen der wohlhabenderen Kreise, äußerst wertvoll. Ferner wäre der Verfasserin nahezu legen, bei einer zweiten Auflage des Buches, die sicher nicht ausbleiben wird, etwas eingehender über die Anstellungsmöglichkeiten nach vollendetem Besuch der sozialen Frauenschulen Frankfurt a. M., Heidelberg, Köln (Rhd.) zu sprechen. Die soziale Frauenschule Frankfurt a. M. hat z. B. in diesem Jahre nach bestandenen Examen sämtliche Damen sofort in sehr gute Stellen gebracht. M. v. L.

* „Kolonial-Deutsch“ betitelt sich eine sehr bemerkenswerte Arbeit des bekannten Weltreisenden Dr. jur. E. Schwörer, Hauptmann a. D., fgl. bayr. Postrat in München, aus dem Verlag von Jos. E. Huber, Diefen vor München. Der Verfasser, dem jahrzehntelange Erfahrungen als Weltreisender und Kenner deutscher Kolonien zur Seite stehen, schöpft aus dem lebendigen Quell persönlicher Beobachtungen und macht praktische Vorschläge zur Befestigung der in den deutschen Kolonien herrschenden sprachlichen Verhältnisse. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß die bevorstehenden bzw. zu erhoffenden Umwälzungen des Kolonialbestandes europäischer Mächte in Afrika die beste Gelegenheit zur Einführung der deutschen Sprache auch als Verkehrssprache in allen deutschen Kolonien sei, fordert er als praktische Lösung aus dem ungeheuren Wort- und Formenreichtum der deutschen Sprache eine geeignete Auswahl von 500 bis 800 der gebräuchlichsten und unumgänglich notwendigen, aber für einfachere Kulturverhältnisse völlig genügenden Wörter zu treffen, leicht anwendbare Formen für Declination und Konjugation, Wortverbindung usw. an Stelle der oft verwickelten, schwierigen hochdeutschen zu setzen. Der Vorschlag der Vorschläge ist, eine einheitliche, leicht erlern- und verstehbare, amtlich einzuführende und zu gebrauchende Kolonialsprache zu schaffen und das Pidgin-Englische, Kap-Holländische und das Kisuaheli zu verdrängen.

* „Mar. Ded überall!“ Deutsch-Seemannisches von Gustav Goedel, Kaiserl. Geheimem Konsistorialrat, Marine-Oberfarrer a. D. (Im Quiddorn-Verlag zu Hamburg 1916, 80 S.) Als der nachmalige Marine-Oberfarrer und Kaiserl. Geh. Konsistorialrat Gustav Goedel vor 40 Jahren — also noch zur Zeit der Segelschiffahrt — an Bord eines S. M. Schiffe kam, wußte er mit den Kommandos und Schiffsbezeichnungen nichts anzufangen. See-Offiziere erzählten ihm: „Das ist alles englisch.“ Aber in langen Dienstjahren, in deren Verlauf Goedel sich zu einem der besten, auch von Vertretern der Sprachwissenschaft geschätzten Kenner unserer Seemannssprache entwickelte, fand er heraus, daß diese Sprache keineswegs englisch, sondern grunddeutsch sei, und daß die ganze Küste von Rommern bis Wandern zu ihrer Eigenart beigezeichnet habe! Diese Feststellungen hat er in seinem soeben von ihm für die Vereinigung Quiddorn in Hamburg herausgegebenen 9. Quiddornbuch „Mar. Ded überall!“ in die Formel gefaßt: „Das eigentlich Seemannische in der hochdeutschen Sprache der Seeleute ist niederdeutsch. Die deutsche Seemannssprache ist dem Englischen nichts schuldig, sie ist die Mutter, nicht die Tochter des Englischen.“ Geheimrat Goedel weist das im einzelnen an Wörtern nach. Die von Goedel im Quiddorn gegebenen zahlreichen Erklärungen seemannischer Fachausdrücke machen das billige, den Mitgliedern des hamburgischen Quiddorn als Vereinsgabe zustehende Büchlein jedem Flottenfreunde noch besonders wertvoll.